

Kultur & Gesellschaft

«Ich lebe noch. Sorry»

Ein neues Buch versammelt 21 eindrückliche Armutszeugnisse aus der Schweiz. Der Journalist Walter Däpp und der Fotograf Hansueli Trachsel waren im internationalen Jahr der Armut zu Gast bei jenen, die sonst kaum Besuch erhalten.

Von Mathias Morgenthaler

In einem Land wie der Schweiz, in dem in den Verkaufsregalen mehr Fleischdelikatessen für Hunde und Katzen zur Auswahl stehen als anderswo für Menschen, in einem Land, in dem 220 000 Millionäre leben und die Arbeitslosenquote selbst in Rezessionszeiten kaum je über fünf Prozent steigt, in einem solchen Land hat Armut nichts verloren. Das sagt das Bauchgefühl.

Die Zahlen des Bundesamts für Statistik sagen etwas anderes: 118 000 Personen oder knapp vier Prozent der Berufstätigen zwischen 20 und 59 Jahren leben trotz Erwerbseinkommen unter der Armutsgrenze. Laut Schätzungen der Caritas leben zwischen 700 000 und 900 000 Menschen in einem Haushalt, der mit einem Einkommen unterhalb der Armutsgrenze über die Runden kommen muss. Wer sind diese Menschen? Wie sind sie in ihre missliche Lage geraten? Mit welchen Ängsten und Hoffnungen leben sie?

Leben ohne Perspektiven

Kurz nachdem der Basler Soziologie-Professor Ueli Mäder mit seinem Psychogramm der Reichen und Reichsten ein grosses Echo erzeugt hat, kommt ein Buch heraus, das den Gegenpol beleuchtet: Es sind Armutszeugnisse im buchstäblichen Wortsinn, die der Journalist Walter Däpp und der Fotograf Hansueli Trachsel festgehalten haben. 21 Geschichten von Menschen, die wenig Geld und kaum Perspektiven haben, die mit Krankheiten kämpfen und grösstenteils zurückgezogen leben, was sich in einem Fall in der Bemerkung niederschlägt: «Wenn ich sterbe, merkt es vielleicht erst jemand, wenn es stinkt.» Ein anderer stellt fest: «Eigentlich müsste ich längst tot sein. Aber ich lebe noch. Sorry.» Diese Direktheit prägt das ganze Buch. Hansueli Trachsel lässt uns aus



Alfred Schaffter, einer der Porträtierten, geht manchmal betteln. Foto: Hansueli Trachsel (aus dem besprochenen Buch)

nächster Nähe in die Gesichter der Porträtierten blicken, nimmt uns mit in ihre Wohnungen, an die Schauplätze ihres Lebens; und Walter Däpp zeichnet nicht nur die an Tiefschlägen reichen Lebensgeschichten nach, er lässt die Betroffenen in so vielen charakteristischen Zitate zu Wort kommen, dass man als Leser hineingezogen wird in den Alltag und die Gefühlswelt dieser Menschen.

Armut, das wird schnell klar, hat viele Gesichter. Das des 60-jährigen Baumaschinenführers Walter Wälti zum Beispiel, der 43 Jahre lang auf Baustellen gearbeitet hat, bis der Rücken streikte. Seit dem Tod seiner Frau lebt er allein und versucht, mit 800 Franken im Monat auszukommen. Neue Kontakte zu knüpfen, fällt ihm schwer: «Wenn man nichts mehr erlebt, hat man auch nichts zu

erzählen.» Oder die 40-jährige Daniela Henggi, die mit 19 in die Dominikanische Republik ausgewanderte und später schwanger, aber ohne Mann in die Schweiz zurückkehrte. Nun versucht sie, als Raumpflegerin und Hauswartin für sich und ihre Kinder aufzukommen, und fragt sich, warum sie mit Männern stets Pech gehabt hat. Oder Hans Hutmacher (62), der nach einem Hirnschlag seine

Arbeit bei der Kehrrichtentsorgung verloren hat und seither die 1700 Franken aus IV-Rente und Ergänzungsleistungen durch Mitarbeit in einer Behindertenwerkstatt aufzubessern versucht - für 3.80 Franken pro Stunde.

Einmal fast Millionär geworden

Einige der Porträtierten setzen einen Teil des wenigen Geldes fürs Glücksspiel ein und schimpfen über die «Abzocker» in den Chefetagen, die Millionenbeträge einstreichen. Andere erhoffen sich keine Wunderdinge vom Geld und bemitleiden sogar die gestressten Berufsleute, die materiell reich, aber arm an Zeit sind. Hans Hutmacher etwa hat, lange vor seinem Hirnschlag, einmal beinahe den Jackpot im Lotto geknackt. «Es ist gut so, wie es ist», sagt er heute; man müsse mit dem zufrieden sein, was man habe. Und wieder andere haben einige Zeit in Wohlstand gelebt und sind dann arm geworden «aus Blödheit», wie sie es selber nennen.

Eine Schweizer Realität

Die Autoren haben weder ein klagendes noch ein anklagendes Buch verfasst. Sie haben sich Zeit genommen, genau hinzuschauen und hinzuhören bei Menschen, die sonst wenig Gesellschaft haben; die stärker noch unter der Vereinamung leiden als unter der Geldnot. Sie seien mit offenen Armen empfangen worden, sagen sie. Und sie hätten gestaunt, wie mutig und teilweise humorvoll die Leute auch mit schwierigsten Situationen umgingen. Ihr Buch lädt ein, die Armut als Realität in der Schweiz zu sehen und die davon Betroffenen ernst zu nehmen.

Walter Däpp, Hansueli Trachsel: *Vom Traum, reich zu sein: Armutszeugnisse aus der Schweiz. Stämpfli, Bern 2011. 160 S., ca. 30 Fr.*

Drei Wiederentdeckungen und ein Debüt

Literatur pur und ohne Kompromisse: das erste Programm des neuen Zürcher Verlags Seccession.

Von Martin Halter

Fragt man Christian Ruzicska und Susanne Schenzle, warum sie in diesen schwierigen Zeiten einen neuen Literaturverlag gründen, antworten sie mit ihrer Autorin Magda Szabó: «Fragen Sie einen Vogel, warum er singt?» Büchermachen ist für die beiden keine Sache von Mut, Ehrgeiz oder kommerziellem Kalkül, sondern «Glücksgefühl», Notwendigkeit.

Seccession heisst Abspaltung, aber so viel literarischer Enthusiasmus ist ansteckend. Dabei sind beide gebrannte Kinder. Ruzicska, Mitgründer des viel gelobten Berliner Independentverlags Tropen, überwarf sich mit seinem Kompanon Michael Zöllner, schon ehe der sich unter das Dach des schwäbischen Traditionsverlags Klett-Cotta flüchtete. Schenzle, lange Jahre Vertriebsleiterin bei Ammann, grollt Egon Ammann immer noch dafür, dass er sie bei seinem Rückzug nicht ins Vertrauen zog.

Schmerzliche Erfahrungen und der gemeinsame Traum von einem Literaturverlag im emphatischen Sinne haben die beiden durchaus unterschiedlichen Temperamente zusammengeschweisst: «Bücher binden Menschen.» Das gilt für die Verleger wie für ihre ungewöhnlich enge Beziehung zu den Autoren. Ruzicska, der begeisterte und begeisterungsfähige Intellektuelle, Lektor und Übersetzer, lebt in Berlin, Schenzle, die eher schweizerisch-bedächtige Vertriebsfrau, betreut die Zentrale in Zürich.

Puristisches Einheitsdesign

Wo andere Jungverleger schon mal nach dem Mainstream und nach Mäzenen schielen, setzten sie auf eine Literatur, die mit schmerzhafter Intensität und kompromissloser Sprache Fragen der Identität und des richtigen Lebens aufwirft. Gute Texte, heisst es in ihrem ersten Programmheft, «berühren uns dort, wo wir das Leben aufspüren».

Ihr erstes Programm ist jedenfalls mutig: Drei sperrige Wiederentdeckungen aus dem Umfeld der klassischen Moderne und ein Debütroman. Das puristische Einheitsdesign ist vielleicht nicht jedermanns Sache, aber die ersten vier Bücher halten das Versprechen von Qualität und Radikalität jenseits von Markt und Moden.

Tote Magd, gefühlskalte Ärztin

Hélène Bessette (1918-2000), eine französische Autorin irgendwo zwischen Gertrude Stein, Beckett und Nouveau Roman, blieb trotz der Fürsprache von Marguerite Duras und Simone de Beauvoir zu ihren Lebzeiten ein Geheimtipp. «Ida oder Das Delirium» (1973), ihr dreizehnter und letzter Roman, ist eine radikale Absage an konventionelle Schreib- und Sprechweisen. Bessette erzählt in kurzen, harten, atemlosen Satzketzen und Wortkaskaden vom Tod einer 66-jährigen Dienstmagd, der allenthalben Ratlosigkeit und leise Schuldgefühle hinterliess. Wie konnte es nur passieren, dass die treue Magd sich vor einen Lastwagen warf? Wie ihre Ida arbeitete Bessette zuletzt als Dienstmagd, weil ihr

Zu zweit wollen sie den verschlafenen Literaturbetrieb mit furchtlosen Büchern rocken.

Schreiben brotlos blieb. Und wie Bessette würden auch ihre Verleger eher erhobenen Hauptes untergehen als ihre Prinzipien verraten. Umso erfreulicher, dass die erste Auflage von «Ida» schon verkauft und der Start von Seccession überhaupt «exemplarisch gelungen» (Ruzicska) ist.

Auch die Ungarin Magda Szabó (1917-2007) ist im deutschen Sprachraum weitgehend unbekannt geblieben. «Die Elemente», die Geschichte einer Budapest-Ärztin, an deren gefühlskalten Ehrgeiz ihre Ehe und ihre Eltern zerbrosen, ist bereits zweimal übersetzt wor-

den, aber erst Ruzicska hat jetzt den richtigen eisigen Ton für die blind und einsam machende Härte Izas gefunden.

Ruzicska hat auch «Der Fall Crump», das Hauptwerk des von Berlin nach Amerika ausgewanderten Juden Ludwig Lewisohn, neu übersetzt: Die alte Übersetzung von 1926 schien ihm mit ihrer schwärmerischen Süßlichkeit die Modernität Lewisohns zu verdunkeln. Joyce, Freud und Thomas Mann haben sich einst vergeblich für den (in den USA bis 1946 verbotenen) Roman starkgemacht. «Der Fall Crump» reicht nicht an die grossen Eheromane eines Richard Yates oder John Updike heran, aber er beschreibt mit nackter Grausamkeit und bohrender analytischer Schärfe das (autobiografisch getönte) Drama eines Künstlers, der in der Ehehölle mit einer zwanzig Jahre älteren Frau an den Rand des Abgrunds geführt wird.

Farce aus dem Rotlichtmilieu

Steven Uhlys Romandebüt «Mein Leben in Aspi» ist von Kritikern wie Gustav Seibt als gefeffertes Schmelstück gefeiert worden. Tatsächlich treibt es in der exemplarischen «Porno-Familie» des Erzählers jeder mit jedem: der Bruder mit der Schwester, der Sohn mit der Mutter, der Vater mit der Grossmutter; der Grossvater ist ein KZ-Ungeheuer, das sich nach dem Krieg als Jude ausgab. Uhlys groteske Farce aus dem Berliner Rotlichtmilieu und den Dunkelkammern deutscher Geschichte will eine Art Slapstick-Version der Nazi-Väter-Literatur sein, aber auf die Dauer ermüdet und verstümmt die auf Krawall und Klamauk gebürstete Verquickung von Inzest-Sex und Wahrheitsanspruch doch.

Fürs Frühjahr kündigt Seccession Lars Gustafssons mathematische Fantasie «Gegen Null», Erinnerungen des 91-jährigen KZ-Überlebenden Marian Pankowski («Der letzte Engeltag») und das Romandebüt des Schweizer Poetry-Slammers Christian Uetz an. Den Titel «Nur du und nur ich» darf man ruhig auch als Motto der Verleger verstehen: Zu zweit wollen die Seccessionisten den verschlafenen Literaturbetrieb mit furcht- und kompromisslosen Büchern rocken.

Nachgefragt Der Zürcher Gemeinderat spart bei der Tonhalle.

«Das macht mir vor allem für die Zukunft Sorgen»

Tonhalle-Direktor Elmar Weingarten hofft nach der Streichung von 1,2 Millionen Franken auf ein stärkeres Engagement privater Sponsoren.

Mit Elmar Weingarten sprach Susanne Kübler

Der Zürcher Gemeinderat hat eine einmalige Finanzspritze von 1,2 Millionen Franken gestrichen - was bedeutet das für die Tonhalle?

In den vergangenen Jahren wurde die Teuerung mit einer leichten Erhöhung der Subventionen immer nur partiell ausgeglichen, und so ist diese Lücke von 1,2 Millionen Franken entstanden. Es wäre darum gegangen, hier eine saubere Situation zu schaffen. Dass das nun nicht geschieht, macht mir vor allem für die Zukunft Sorgen: Im Jahr 2013/14 steht ja voraussichtlich der grosse Umbau an; da wird es Geld brauchen für die Miete eines Ersatzsaals oder die Erstellung eines Provisoriums, wir werden auch weniger Karten verkaufen können. Es wäre gut gewesen, wenn wir ohne strukturelles Defizit in diese schwierige Zeit gegangen wären.

Bisher wurde der Tonhalle von der Stadt ja immer ein Defizitausgleich garantiert.

Ja, 250 000 Franken waren jeweils garantiert, wobei wir diesen Betrag nie ausgeschöpft haben. Was mich deshalb in dieser Gemeinderatsdiskussion wirklich geärgert hat, ist die Bemerkung von SVP-Präsident Roger Liebi, dass wir unsere finanzielle Verantwortung nicht wahrgenommen hätten.

Die Tonhalle hat im letzten Jahr besser abgeschlossen als geplant - das war ein Hauptargument dafür, dass die Kürzung vertretbar sei. Ein berechtigtes?

Wir hatten sehr vorsichtig prognostiziert und haben dann wegen des Publikumszpruchs deutlich besser abgeschlossen. Es ist aber nicht sicher, dass es dieses Jahr wieder so gut klappt. Das Publikum sorgt ja immer wieder für Überraschungen: Das Brahms-Requiem etwa ist ja ein Renner, kürzlich war es aber nur zu 50 Prozent ausgelastet - vermutlich, weil das Weill-Requiem noch dabei war.

Aber die Tonhalle wird nicht untergehen wegen der Kürzung.

Nein, das nicht. Aber wir müssen schon aufpassen: Bei den Dirigenten und Solisten haben wir die Gagen der allgemeinen Honorarentwicklung seit fünf Jahren nicht angepasst, sie liegen inzwischen weit tiefer als in München oder Berlin. Und ohne hochkarätige Gäste kann man das Niveau nicht halten. Auch in diesem Bereich hätte uns ein stabiler Haushalt etwas Luft verschafft.

Das heisst, dass deutsche Institutionen finanziell besser dastehen?

Die Situation ist dort eine ganz andere. Das Tonhalle-Orchester ist zu gut 50 Prozent öffentlich finanziert, in den umliegenden Ländern leben vergleichbare Institutionen zu 80 Prozent von Subventionen. Das wäre hier gar nicht möglich und wird von uns auch nicht angestrebt. Dafür sind in der Schweiz Private eher bereit, in die Tasche zu greifen - noch nicht so sehr, wie wir uns das wünschen würden, auch wegen der Finanzkrise. Aber wir hoffen schon, dass nun Sponsoren, denen die Musik etwas bedeutet, aktiv werden.



Elmar Weingarten Seit 2007 ist er Direktor der Zürcher Tonhalle. Davor war er unter anderem Intendant der Berliner Philharmoniker.